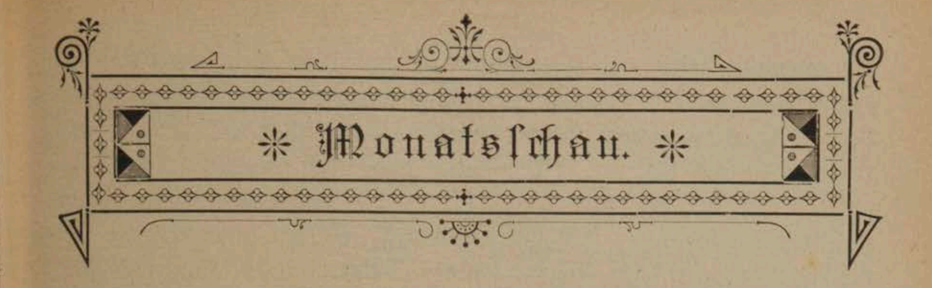


Unser Neujahrswunsch.

Eine Legende lautet: Am Versöhnungstage kommt der Anklage-engel vor Gott und spricht, indem er vor dem Herrn die Sünden Israels ausbreitet: O Herr, unter den andern Völkern giebt es Ehebrecher, auch unter den Israeliten; Diebe und Betrüger finden sich in der Mitte der Nationen, Israel kennt diese Leute nicht minder! Darauf legt der Herr Israels Tugenden vor, nimmt eine Wage, wirft das Böse in die eine, das Gute in die andere Schale, und siehe, sie decken einander, das Zünglein steht in der Mitte. Da lief nun der Kläger fort, um rasch noch einige Sünden herbeizu-schleppen und Israel dadurch zu Falle zu bringen. Unterdessen nimmt Gott das Verdienst der Väter, die verdienstvolle Vergangenheit Israels bis zur Gegenwart, wirft sie in die Wagschale und die Sündenschale schnellt in die Höhe. Da ruft Satan aus: Ja, wenn du mit Israel Nachsicht übst, dann klage ich vergebens an!

Diese Legende kommt mir jedes Mal in den Sinn, wenn ich am Rausch haschono, auf die Vergangenheit Israels einen Rückblick werfend, über die wunderbare Rettung und Erhaltung dieser an Zahl so geringen Gesammtheit nachdenke. Wie schleppen unsere Ankläger ächzend und keuchend Beschuldigungen und Vorwürfe zusammen, um uns endlich zu brechen, um endlich von dem Richterstuhle Gottes und der Geschichte das Wort „schuldig" zu vernehmen! Doch bis nun noch immer vergebens! Nicht als ob wir Menschen ohne Fehl wären, nicht als ob wir von bösen Trieben und Leidenschaften frei wären, aber

immer wieder wird der Gottesgeist in der Menschheit angeekelt von dem Böswillen, der auf uns lauert und mit Schadenfreude den geringsten Fehltritt verzeichnet, immer wieder bäumt sich das göttliche Gerechtigkeitsgefühl späterer Jahrhunderte gegen den Mangel jedes Wohlwollens auf, der sich kund giebt, so oft die Mitmenschen über Israel zu Gericht sitzen. — Und wir Israeliten, die mit ansehen, wie der kleinste Makel in den Augen unserer Richter, wenn Haß und Neid Richter sein können, zu einem Nationallaster aufgebauscht wird, flüchten hoffend und betend von dem Böswillen der Mitlebenden in die Welt unserer Sagen und Erzählungen, wo göttliches Wohlwollen herrscht und mildes Urtheil von den Lippen flößt.

Ach, wenn auch endlich uns Wohlwollen zutheil würde! Das ist unser Wunsch für den kommenden Rausch haschono. Möge das Wohlwollen die Menschen zur Gerechtigkeit führen!

Am 12. August versammelte sich in Brüssel die interparlamentarische Friedenskonferenz, die der gefeierte Dichter Björnsterne Björnson eine Großmacht nennt, die nichts geringeres bezweckt als das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl. „Abrüstung" ist ihre Devise, „Schiedsgericht" soll an die Stelle der Waffen treten. Was die Propheten Micha und Jesaja als Vision vor sich sahen, möchten diese Idealisten in die Wirklichkeit umsetzen: „und das Schiedsgericht wird urtheilen zwischen den Völkern und wird ausgleichen die großen Nationen, daß nicht mehr ein Land gegen das andere das Schwert erhebe, und die Bewohner nimmer Kriegskunst lernen (Jesaia 2, 4)." Aber warum rufen diese Männer die Völker nicht vor ihr Tribunal, auch Rechenschaft für Mißhandlung und Verunglimpfung verlangend, die uns noch immer verfolgen? Israels Ideen, Israels Gedanken werden verfochten, was unsere Propheten, unsere Schriftgelehrten und Weisen verkünden, ist die Wurzel aller europäischer Kultur geworden. Welchen Einfluß jüdischer Familiensinn, jüdische Mäßigkeit, jüdischer Fleiß und jüdische Sparsamkeit in den letzten 50 Jahren beispielgebend und veredelnd ausgeübt haben, läßt sich am besten an den Sitten und Gewohnheiten jener Länder und Gegenden erkennen, in denen wenig Juden wohnen. Und trotz alledem verpflanzt sich der Haß immer weiter und wird als glücklicher Ablenker der sozialistischen Gefahr überall verwertet und großgezogen! Warum hört man von jenen Sitzungen kein Sterbenswörtchen über den Krieg, der gegen uns ausgebrochen, warum erhebt sich keine mahnende Stimme, daß die Nationen auch mit uns einmal endgiltig Frieden schließen, den gegebenen Frieden nicht frevlerisch brechen?! — Wohlwollen für Israel, wo weilst du?

Das große deutsche Reich feierte den 25. Jahrestag seines gewaltigen Sieges und am 18. August wurde der erste Grundstein gelegt für das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin, der Stadt, die Einigkeit so herrlich emporblühen ließ. Und in den Straßen dieser Stadt werden heute die Brochuren eines Ahlwardt zu Tausenden gekauft und gelesen. Was haben die Juden denn gethan, um solches verdient zu haben? Einige Juden sind protzig, eitel, zudringlich, einiger Juden geschäftliches Gebahren ist häufig unehrlich, einige jüdische Bankiers haben viele um ihr Hab und Gut gebracht. Wohl wahr! Haben aber die Juden nicht auch den Handel des Reiches gefördert, das materielle Wohl der Bevölkerung unendlich gehoben? Haben die Juden nicht ihr Blut vergossen für das Reich, nicht geopfert und gelitten, nicht begeistert und angeeifert in jenen Tagen des Bangens und Harrens? Haben die Juden nicht Millionen schon gespendet für wohlthätige Anstalten und Institutionen? Aber Satan eilt und jagt, schleppt Sünden und Fehler herbei, wo er sie nur bei Einzelnen herauszustöbern vermag, um sie auf die Schulter der Gesammtheit zu legen, und niemand stürmt herbei, um in gerechtem Zorne Satan davonzujagen! — Wohlwollen für Israel, säume nicht so lange!

Im Monate Tischri wird in Wien die große Wahlschlacht geschlagen. Knapp vor Rausch haschono beginnt der Kampf. Ob unser Neujahr eine Wendung zum Bessern bringt? Gott gebe es, wir Menschen zweifeln daran. — In jüngsten Tagen fand eine Versammlung von Postbediensteten statt, die zwar nichts mit den Juden zu schaffen hatte, deren Tyrann ein Arier ist. Alle diese Versammelten trugen das sonst unschuldige Blümlein, das Wahrzeichen unserer Feinde. Warum? Es ist ja bekannt, daß jeder Postbedienstete, der dem Juden ein Paquet ins Haus trägt, oder der sonst einem Juden gefällig ist, viel reicher von dem Juden als von dem Christen beschenkt wird: der Jude hat nicht das Herz, ihn leer abziehen zu lassen. Und doch geht er zu unsern Feinden! Graf Kielmannsegg hat in einem Erlasse den Beamten ans Herz gelegt, politische Parteigetriebe zu meiden, nicht agitatorisch aufzutreten. Zwar hat der Minister den Antisemitismus mit Namen nicht erwähnt, da aber liberale Beamte nicht zu agitiren pflegen, die antisemitischen es thun, so konnte er ja nur die letzteren gemeint haben. Wie schwer müssen die Juden gegen die Beamten sich versündigt haben, daß diese uns so feindselig gestimmt sind! Was mag es sein? Es weiß es keiner. Etwa, weil hie und da ein Jude in etwas unmanierlicher Weise sein Begehren ausgesprochen hat, oder vielleicht weil der geschäftliche Verkehr der Juden den christlichen Beamten so

viel zu schaffen giebt? Möglich. Wie viele Beamte weniger gäbe es jedoch, und zwar christliche, nicht jüdische, wenn dieser jüdische Verkehr mit einem Male unterbrochen würde? Ich möchte doch einmal einer antisemitischen Beamtenversammlung die Frage vorlegen: wissen schon die Herren, was ihrer wartet, wenn ihr Wunsch in Erfüllung geht, die Juden-Emanzipation aufgehoben würde? Handel und Wandel geräth ins Stocken, Banken und kommerzielle Anstalten werden geschlossen, Bahnen und Posten dezimieren ihren Verkehr und zur Folge verlieren Tausende und Zehntausende ihr Brot! Eine solche Schaar von Beamten würde entlassen, daß selbst die wildesten Judenfeinde entsetzt zurückweichen würden. — Daran denkt man aber gar nicht. Satan hat es verstanden, seine Zeitungen den Beamten in die Hand zu spielen. Da wird der Jude unerbittlich verurtheilt. Wie schön wissen diese Leute das Beamtenelend in das rechte Licht zu setzen, während der ungebildete Jude protzig Befehle und Wünsche ertheilt, das Leben genießt, im Sommer ins Bad reist, mit seiner Familie den Landaufenthalt suchen darf. Der Beamte liest es, wird verbittert und grollt dem Juden! Daß es, zum Beispiel, dem Staate ganz unmöglich wäre seinen Beamten Gehaltsaufbesserung zu geben, schlösse er den Juden vom Weltverkehre aus, daß die Juden die mittelbare Ursache der Besserung ihrer Lage, zum großen Theile, sind, das hat noch keiner ihnen in die andere Wagschale gelegt und ihnen selber fehlt das Wohlwollen für den Juden, das ihm gebieten würde, die Frage nach allen Seiten zu beleuchten. — Wir sehen ja dasselbe auch bei der christlichen Kaufmannswelt. Wir wollen es ja gar nicht leugnen, daß der jüdische Concurrent manchem schon Schaden gebracht hat, daß aber durch den jüdischen Consum das geschäftliche Leben unendlich sich gehoben hat, das will man eben nicht einsehen, weil das Wohlwollen im Urtheile eben fehlt.

Wir kennen die Verhältnisse in der kerndeutschen Stadt Graz nicht. Ohne nachgeforscht zu haben, wagen wir die Behauptung aufzustellen, daß einzelne jüdische Geschäftsleute dort sich mißliebig gemacht hatten. Gewiß bedauerlich. Und darum eine solche Resolution! Wollte Jemand die Summen addieren, die in die Taschen der christlichen Bewohner jener schönen Stadt durch jüdische Kauf- und Reiselust schon geflossen sind, der würde gewiß in Zorn gerathen über den Undank, über die Anmaßung, von der jeder Buchstabe dieser Resolution durchtränkt ist. — Ach nein! Keiner wird zornig, denn nur um Juden handelt es sich ja, und bei diesem Worte hat Satan wie mit einem Hauche das Wohlwollen von den Herzenstafeln unserer Nebenmenschen

hinweggefegt. — Wohlwollen für Israel, dring' ein in die Herzen!

Unsere Altvordern hatten die Gewohnheit, die ja noch unsere eigenen Väter behalten haben, bei jedem Unglücke, das sie besonders als Gemeinschaft traf, die Worte „baawaunausénu horabbim" zum Himmel emporzuseufzen. Eine rührende Bescheidenheit liegt in diesen Worten. Nicht Gott, nicht die Menschen tragen Schuld an unserm Unheile, wir allein, um unserer Sünden willen! Das moderne jüdische Geschlecht hat diese Worte auch noch beibehalten, nur verzerrt hat es sie bis zur Unkenntlichkeit. „Jüdische Arroganz, jüdisches Protzenthum" hört man gar oft von jüdischen Lippen. Wir besudeln unsern Namen heute zum mindesten so häufig, wie jeder gewöhnliche Droschkenkutscher in der Residenzstadt Wien. „Das kann nur ein Jud'", ist ein Ausdruck, der bei uns Juden viel heimischer ist, als ein Lob oder eine Anerkennung jüdischer Tugenden. Es läßt sich gar nicht schildern, wie so anders, niedriger, hämischer, verächtlicher dies klingt, wie die einfachen, demüthigen hebräischen Worte unserer Eltern. Diese bekennen, daß wir noch immer jene Stufe, die Gott von uns verlangt, nicht erreicht haben, jene sprechen dem Juden jede gute Eigenschaft ab; der hebräische Ausdruck spricht in der Mehrzahl, wirft die Last nicht von sich auf andere, in unserer Zeit lästert der Jude immer nur den andern, sich schließt er aus. Und das ist die bitterste Frucht, die der Judenhaß unserer Tage gezeitigt hat: er hat uns jedes Wohlwollen für uns selbst entrissen! Wir sind unsere eigenen Ankläger bei jeder lächerlichen Kleinigkeit, wir haben das Bewußtsein des eigenen Werthes vollständig verloren, der Selbstachtung haben wir entsagt. Wir selber sehen nur die Untugenden, die Laster, die Fehler. Der Fall Bingen in Genua hat gewiß unzähligen Juden die Worte entlockt: „wieder ein Jude!" Wenn damit das Bedauern verbunden wäre, daß unter uns Juden, die wir eine religiöse Mission haben sollen, derartiges vorkommen kann, so wäre das ja sehr recht. Das ist es aber nicht, das fällt keinem bei. Man will damit nur die unverbesserliche Schlechtigkeit der Juden, wie sie Satan unermüdlich schildert, bekräftigen. Daß die Majorität der italienischen Bankenschwindler Christen waren, hat man längst vergessen. — So ist der Kernpunkt unseres Leidens bei Christen wie bei uns selbst der Mangel der Gerechtigkeit, des Wohlwollens. Und verständlich wird es, wenn wir an der Grenze unseres alten Jahres aus tiefstem Herzensgrunde ausrufen:

Israel, bete dir Wohlwollen aus!!

Karlsbad. Dr. Ziegler.

Ein Neujahrsgeschenk den Frauen.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Seit mehr als einem Menschenalter treffen wir unter uns Frauenvereine, die in der Geschichte jüdischer Einrichtungen bislang nicht vorhanden waren. Sie haben auf anderem als jüdischem Boden ihren Ursprung. Wir Juden, treu der schon von unserem ersten Patriarchen ererbten Gastfreundschaft, lieben, wie auch Jeremia behauptet, das Fremde und die Fremden und nehmen ohne viel zu fragen Gäste auf. Niemand und nichts sei von uns aus- und abgeschlossen, besonders wenn es gut ist. So gibt es in ganz Oesterreich, in jeder größern und gewiß auch in jeder kleinern Gemeinde Frauenvereine.

Was ist ihre Aufgabe, ihr Ziel und ihre Bestimmung? Diese sind bei allen nicht so gleichförmig wie ihr Name. Die einen widmen sich der Armenpflege, versorgen arme Frauen, auch arme Familien des Ortes mit regelmäßigen Unterstützungen oder mit Aushilfen von Zeit zu Zeit. Die andern bringen kranken Frauen und Wöchnerinnen Hilfe, steuern zu Badecuren bei und greifen so den Leidenden unter die Arme. Wieder vereinigen sich mitunter Frauen, um die Schaustellung der Armen und der Armuth zu pflegen, indem am Chanuka die Vorsteherinnen des Frauenvereines die gesammte arme Ortsjugend in einem großen öffentlichen Saale versammeln, wo dieser aus beredtem Munde in feierlicher Weise die Armuth der einen und die Wohlthätigkeit der andern eindringlich zu Gemüthe geführt wird, so daß Dank dieser Armuths- und Wohlthätigkeits-Ausstellung schon frühzeitig in das Herz der jungen Kinder das giftige Gefühl der socialen Ungleichheit eingesäet wird und die armen Kinder, um den Glanz der lady patronesses zu erhöhen, bis Chanuka, etwa Mitte auch Ende Dezember, in der für die zarte Jugend ungesunden und gefährlichen Jahreszeit mit der gerade beim Wechsel der Jahreszeit nothwendigen warmen Kleidung und mit festem Schuhwerk unversorgt bleiben. Dazu müssen Frauen sein, die ja wissen, wie die Kinder am besten zu versorgen sind! Oft und oft fragte ich mich: warum kann denn diese Bescheerung nicht in aller Stille Simchas Thora stattfinden? Das würde dem jüdischen Feste und der zweckmäßigen Bekleidung dienen; und am Chanuka oder Purim könnten die Frauenvereine die Kinder anderweitig bescheeren!

Es gibt auch Frauenvereine, welche sich die echt alt-jüdische Aufgabe stellen, Gemilas Chessed d. h. die letzten Liebesdienste den verstorbenen Schwestern erweisen, und wieder solche, die von Zeit zu Zeit je nach den vorhandenen Mitteln das Gotteshaus, die Bundeslade und die Thorarollen mit einer entsprechenden Bekleidung würdig und schön ausstatten. Nicht verschwiegen dürfen die Brautausstattungsvereine werden, jedoch nur zum Zwecke der Vollständigkeit, um das Wohlthätigkeitsgebiet der Frauenvereine zu überschauen, denn diese gehören nicht in die oben genannten jungen Kategorien, sie sind so alt wie die jüdischen Gemeinwesen, werden schon im Talmud erwähnt, wenn auch nicht Frauen dort als Vertreterinnen dieser Vereine genannt werden.

Uebersieht man den Bereich der Thätigkeit sämmtlicher Frauenvereine, so ist er ein ziemlich ausgedehnter und verschiedenartiger, kein einheitlicher wie der Name, nur das eine ist allen gemein, daß das mitleidige edle Frauenherz sich bewähren und bethätigen will, wo immer das Bedürfnis sich geltend macht. Gerade die Mannigfaltigkeit der Ziele und Thätigkeiten der Frauenvereine verräth eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit der Bestimmung und der Aufgaben, ein Tasten im Dunkeln, das Herz, das im unbewußten Drang des Weges sich gar nicht klar geworden, kurzum daß die Frauenvereine weder mit logischer noch mit historischer, noch mit elementarer Natur-Nothwendigkeit auf dem Boden jüdischen Gemeinwesens entstehen mußten, wie sie wirklich entstanden sind, ja um mich einer allgemein verständlichen Sprache zu bedienen: Nirgends ist ein zwingender Grund vorhanden, daß diese Frauenvereine auch nur von Frauen gebildet werden mußten, somit warum es Frauen-Vereine sind!

Die Wohlthätigkeit oder Armen-Unterstützung ruht zum kleinsten Theile in den Gemeinden in den Händen der Frauen und Frauenvereine und sind diese, solange noch die Erziehung zum Bettel durch Almosenvertheilung andauernd wirkt, ein Hindernis für die Centralisirung der Armenversorgung, begünstigen den Schwindel der unverschämten und erschweren die ausreichende übersichtliche Unterstützung der wirklichen Armen. Selbst die Unterstützung armer Wöchnerinnen und kranker Frauen kann anderweitig erfolgen, wenn sie nur in der Zuweisung von Geldgaben oder Eßwaaren besteht, wenn nicht die vornehmen Damen vom Comitee sich der Mühe unterziehen, mehr als so äußerlich den Kranken einen Besuch abzustatten, wenn nicht die Frauen wirklich an der Pflege theilnehmen, nachsehen, wo es gebricht, was noththut, werkthätig selbst eingreifen und handanlegen, sorgen, wie alles am besten,

am einfachsten und billigsten den Armen wirklich geleistet wird, daß diese sich entsprechend behaglich finden, denn sehr häufig fehlen den Armen mehr noch als die Mittel die Anweisungen und praktischen Rathschläge der erfahrenen reichern Frauen in der richtigen Verwendung der ihnen gewährten Mittel. Da wären die Frauen am Platze, ob sie es sind?

Die Bekleidung der armen Schulkinder geschieht hier — nebenbei bemerkt über meine Anregung in aller Stille ohne jeden Prunk und jede Schaustellung — durch den Tempelverein ohne jede Beihilfe der Damen zur vollen Zufriedenheit der Eltern und Kinder, die selbst ihre Bedürfnisse angeben, und denen die hiezu bestimmten Anstalten entsprechen. In gleicher Weise thut bei Hachnossaß Kalloh bei Brautausstattung und bei der Tempelausschmückung das Geld und nicht die Person die Schuldigkeit. Es erübrigt noch die Aufgabe, den todten Frauen die letzten Liebesdienste zu erweisen. Das muß durch Frauen geschehen. Die schöne alte Sitte, daß alle Frauen selbstthätig handanlegen, besteht nicht mehr, es sind dazu einige bezahlte arme alte Frauen bestellt, und zu dieser Bestellung und Besoldung bedarf es wahrlich keines Frauenvereines, das bringt sogar in sehr vielen Gemeinden die Chewra-Kadischa der Männer zustande.

Diese Darstellungen und Nachweise der Thätigkeit der Frauenvereine sind in keiner Weise geschrieben, um etwa die bisher vollbrachten Leistungen, die bisnun vollzogene Wirksamkeit der Frauenvereine, die überall Hilfe und Unterstützung brachten, mit bestem Willen und bester Absicht Segen zu verbreiten strebten, herabzusetzen, deren wahre Verdienste zu verkleinern oder sie ihnen abzusprechen und zu tadeln, im Gegentheile kann das, was das gute Herz schafft, nicht genug gelobt und angepriesen und sein Hilfsbedürfnis nicht genug angespornt und angeeifert werden, doch je besser und edler das Herz, je hilfbereiter es ist, desto dringender bedarf es oft des Führers und Berathers, und desto verdienstvoller ist der Wegweiser, der die Richtung gibt, wohin die Segensquelle sich zu ergießen habe.

Wie der Prophet Elisa den zeitweilig des Sehvermögens beraubten Kriegern zurief: „Das ist nicht der Weg, das ist nicht die Stadt, geht mir nach, ich führe euch zu dem, was ihr sucht;“ so soll das eben Besprochene darthun: Zu dem, was die Frauenvereine bis nun thaten und leisteten — unbeschadet ihrer Verdienste dabei — waren nicht unbedingt Frauenvereine nothwendig, sind sie nicht unerläßlich; soll es Frauenvereine geben, so müssen es solche sein, die nur durch Frauen und niemand andern gebildet werden können, also: Frauenvereine den Frauen,

Frauenvereine für die Frauen, für die Interessen und Aufgaben der Frauen! Dazu sind nur Frauen geeignet, sind Männer ganz unfähig und unbrauchbar, dazu müssen Frauen und Frauenvereine dienen!

Die Interessen, Aufgaben, Wünsche und Bedürfnisse der Frauen werden wohl in Böhmen — vielleicht sogar in ganz Oesterreich — ziemlich gleichartig sein. Es wird darum angezeigt sein, um ein einheitliches, nachhaltiges Zusammenwirken zu erzielen, größere Werke zu schaffen und ein ausgedehnteres Feld der Thätigkeit und Mithilfe zu gewinnen, ja das ganze Heer der Frauen zur Antheilnahme anzuwerben, daß nur ein einziger Frauenverein für ganz Böhmen gegründet werde. Zur Vereinfachung der Verwaltung und Geschäftsgebahrung gibt es Ortsgruppen, welche aus den bereits bestehenden Frauenvereinen der einzelnen Gemeinden gebildet werden, die nur als Theile des Ganzen sich fühlen, zum Ganzen schaffen und die ihnen von der Hauptstelle zukommenden Weisungen ausführen. Dabei ist dem verzeihlichen und berechtigten Ehrgeize jener Frauen, die gerne eine Ehrenstelle in ihrer Gemeinde einnehmen, Rechnung getragen und andererseits der richtige große sociale Gedanke nicht außerachtgelassen, daß für die Massen wieder Massen wirken müssen, daß die Gesammtheit in Bewegung gesetzt werde, um der Gesammtheit zu dienen. Die meisten jüdischen Institute führen nur ein kümmerliches Dasein, reichen für die Ortsbedürfnisse wohl, sind aber durch unzureichende Mittel nicht in der Lage Großes zu leisten. Das würde sich wie mit einem Schlage ändern, wenn alle Frauenvereine sich vereinigen und die Geldgebarung, Einnahmen und Ausgaben unter einem vollziehen würden. Nicht nur bedeutende, segensreiche, sondern achtunggebietende Werke könnten da in's Leben gerufen werden.

Was also wäre die erste und wichtigste Aufgabe der Frauen? Frauen nur für Frauen ist der oberste Grundsatz! Fragen wir die Frauen nach ihren Bedürfnissen, so wird einstimmig die Dienstboten-Misère als erster Punkt auf die Tagesordnung zu setzen sein! Schon in einem frühern Artikel wurde der Mangel an jüdischen Dienstboten und Köchinnen und dessen nachtheilige Einwirkung auf Haus und Familie und jüdisches Leben im Hause erörtert. Es gibt keine jüdischen Dienstboten und Köchinnen mehr, und die wenigen sind nicht gut und verlangen hohen Lohn und leisten für diesen Lohn nichts! Das mag auf Wahrheit beruhen. Wie kommt es, daß die Mädchen mit einemmale nichts taugen? Da muß offenbar die Schule nichts taugen! Die Schule der Dienstboten und Köchinnen war bislang

nach alter Gepflogenheit das Haus, die Lehrerinnen die Hausfrauen. Viele, von tüchtigen Müttern erzogen, brachten schon Kenntnisse, Geschicklichkeit und Verständnis in ihre Stellung. Die Mehrzahl der Mädchen lernte mehr als von den eigenen Müttern, von welchen bekanntlich viele Kinder nichts lernen wollen oder können, von den Hausfrauen. Da mußten aber die Hausfrauen tüchtig sein, wissen, was sie von ihren Mädchen und wie sie es zu verlangen haben, und so wurden auch die Mädchen tüchtig. Nicht die Frauen stellen den Mädchen, die Mädchen stellen vielmehr den Frauen das Zeugnis aus. Klagen die Frauen, daß es keine tüchtige Mädchen mehr gebe, so klagen sie sich selber an, daß die Frauen heutzutage nicht mehr tüchtig in Küche und Hauswirthschaft sind, daß sie das Haus nicht mehr regieren, sondern von ihren Dienstboten regiert werden, das ist der Geist neuer Zeit in den jüdischen Familien. Es ist charakteristisch für Eltern und Kinder, wenn ich erzähle — und es ist keine Anekdote — daß auf eine Annonce „Stütze der Hausfrau wird gesucht" die Tochter eines jüdischen Lehrers sich meldete. Jüdische Lehrer, weiß man ja, sind nicht auf Rosen und Eiderdunen gebettet, und in deren Hausstand werden wohl die Schaar der dienenden Mägde Frau und Tochter ersetzen. Auf eine bescheidene Anfrage, ob die Stütze der Hausfrau auch imstande sei, die Sabbatbrote und böhmische Mehlspeisen zu bereiten, traf die entrüstete Antwort des tief gekränkten Lehrers, Vaters seiner Tochter, ein: „Seine Tochter sei keine Köchin!" Nun meinte aber die Dienstgeberin und Hausfrau: „Was ich als Frau thun muß, wird doch meine Stütze und Vertreterin auch thun dürfen, und was mich nicht herabsetzt, kann doch meine Vertreterin in ihrer Würde nicht schädigen!" In Deutschland, wo auch bei Juden ein anderer Grundton der Erziehung vorherrscht, sind Lehrerstöchter, Töchter der Bediensteten in kleinern Gemeinden die gesuchtesten und begehrtesten aber auch geschätztesten und brauchbarsten Stützen der Hausfrauen, sind zu jeder Thätigkeit wie eine Haustochter bereit, wenn sie nur den verlangten Familienanschluß erhalten.

Es ist darum ein dringendes Bedürfnis für die Mädchen unbemittelter Eltern, besonders auf dem Lande, und vielleicht das höchste Bedürfnis der Frauen, daß Dienstboten- bezw. Wirthschafts-Schulen errichtet werden. Gesunde, starke und kräftige Mädchen vom Lande sollen nach Entlassung aus der Volksschule hier Aufnahme finden und unter Leitung einer tüchtigen Directorin, welcher entsprechende Lehrkräfte beigegeben werden, selbst alle Hausarbeiten verrichten, wie fegen, scheuern, waschen, bügeln und kochen; ferner stricken, stopfen und

nähen, soweit es zum Ausbessern der Wäsche nothwendig ist; auch frisieren sollen sie sich gegenseitig, um späterhin den Frauen darin behilflich zu sein. Sie sollen in Haushaltungskunde, Wirthschaftslehre, im chemischen Nährwerthe der Speisen, in richtiger Zusammenstellung der Speisen, im Servieren gründlichen Unterricht erhalten. Nicht als Letztes sei der Religionsunterricht. Dieser bestehe aus einem practischen Unterricht in allem, was zur Führung eines frommen jüdischen Hauses gehört, damit sie diese Obliegenheit tadellos und mit ästhetischem Geschmack versehen; ferner aus der Kenntnis aller Religionslehren und der Sittenlehre. Die Erziehung zum Pflichtgefühle und zur Gewissenhaftigkeit muß ein leitender Gesichtspunkt sein!

Wie diese Schule nicht so sehr der Theorie als vielmehr der Praxis ihr Augenmerk zuzuwenden hat und darum auf die wirkliche Arbeit und thatsächlichen Leistungen der Schülerinnen Hauptgewicht legen muß, so geschieht es mit dem religiösen Leben. Die Directorin hat nicht, wie das leider in so manchen jüdischen Anstalten geschieht, die Religion als einen nebensächlichen Gegenstand für den Religionslehrer zu betrachten, sie muß die religiöse jüdische Hausfrau den Mädchen vorleben und sie diese nach- und mitleben lassen. Sie soll des Morgens, nachdem die Mädchen auf Commando und in kürzester Zeit ganz säuberlich, nett und adrett gewaschen, angekleidet und frisiert sind, — denn das ist eben ein wunder Punkt unserer jüdischen Mädchen — mit allen eine gemeinschaftliche kurze Morgenandacht verrichten, dann an die Stundeneintheilung des Tages gehen, nach dem Mittagstische das Tischgebet verrichten und abends vor dem Schlafengehen wieder ein gemeinsames Nachtgebet sprechen. Sabbath und Feiertage sollen wie in den Häusern vorbereitet und gefeiert werden, auch muß der öffentliche Hauptgottesdienst in Begleitung der Directorin besucht werden. Eine geeignete Belehrung über Judenthum und Lectüre jüdischer Belletristik wird den Sabbath würdig ausfüllen.

Die Lehrzeit der Mädchen sei auf zwei Jahre berechnet, und ist diese mit zufriedenstellendem Erfolge zurückgelegt, so erhält die Reife für ein Jahr eine Anstellung als Lehrerin in der Anstalt mit Gehalt und Verpflegung, und hat sie sich in dieser Eigenschaft bewährt, erhält sie das Entlassungszeugnis und eine Empfehlung für eine Stelle. Diese Anstalt bleibt gleichsam das Mutterheim der Zöglinge. Sie wenden sich in alten Tagen dahin, kehren auch dahin zurück, wenn sie stellenlos sind oder einer Erholung und Kräftigung bedürfen; denn mit dieser Anstalt ist zunächst ein Mädchenheim verbunden. Hier erhalten arbeitsunfähige, alte, kränkliche oder erholungsbedürftige oder

zeitweise stellenlose Mädchen Unterkunft und gänzliche Verpflegung entweder gegen entsprechende Dienstleistung, wenn sie in der Lage sind, oder unentgeltlich, wenn sie nichts mehr leisten können.

Mit dieser Anstalt ist dann leicht eine Alters- und Invalidenversorgung in Verbindung zu bringen, wie sie in Deutschland besteht. Jedes Mädchen erhält beim Austritt aus der Schule eine Karte, auf welche wöchentlich die Hausfrau eine Marke aufklebt, das Geld wird von der Anstalt gesammelt und zu einem Fonde zusammengelegt und den Mädchen daraus die entsprechende Versorgung zugewendet.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Anstalt für ganz Böhmen nicht genügen würde, es müßten mehrere solche im Laufe der Zeit an den verschiedenen Punkten errichtet werden. Aus vielen nicht eben zu erörternden Gründen müßte vorderhand von der Errichtung einer solchen Schule in der Capitale Prag abgesehen werden und hiefür lieber eine Provinzstadt gewählt werden, weil die Provinzstadt den Mädchen weniger Ablenkung von ihrem Ziele bietet.

Vorderhand möge eine Versuchsschule errichtet werden. Die Oberaufsicht und Oberleitung, Ueberwachung des Unterrichtes und der ganzen Gebahrung hat der Vorstand des isr. Frauenvereines Böhmens; die Ortsbehörde und Ortsschulaufsicht bildet das Orts-Damen-Comitee, das in steter Wechselbeziehung und Berichterstattung zum Vorstande steht. An den Hauptvorstand wenden sich auch die Damen um Zuweisung eines Zöglings zu einer gewünschten Stellung, so daß hiedurch für die Frauen, wie für die Mädchen die Bureaux und Vermittlerinnen und auch der zeitweilige Aufenthalt in diesen Häusern entfallen.

Jedes Orts-Damen-Comitee hat die Aufgabe, in seiner Umgebung, in den Dörfern und kleinen Orten, bei der ärmern Bevölkerung Mädchen anzuwerben. Zu Anfang wird es der guten Sache förderlich sein, den Eltern der Mädchen für Entgang an Arbeit und Verdienst des Mädchens in den ersten zwei Lehrjahren, der bei armen Leuten auf dem Lande immerhin eine Rolle spielt, eine Prämie auszuschreiben und sie den Eltern ratenweise auszuzahlen. Andererseits wären auch Prämien zu ertheilen den Mädchen der Anstalt, die je 5, 10, 15 Jahre in einem Hause in Stellung waren und ehrbar, tüchtig und sittlich sich erwiesen.

Diese Wirthschaftsschule bilde aber auch eine Schule der Hauswirthschaft für unsere Haustöchter, ein Externat für die Mädchen des Ortes, die hier die Hauswirthschaft erlernen sollen, ohne

jemals eine dienende Stellung einnehmen zu wollen oder zu müssen. Es werden auch auswärtige Schülerinnen gegen ein vom Vorstande zu bestimmendes Jahres-Schulgeld aufgenommen, die den ganzen Cours mitmachen und am vollständigen Unterricht und an allen Arbeiten theilnehmen müssen, nur nach beendigtem Unterricht Mittag und Abend die Schule verlassen und ins Elternhaus zurückkehren können. Eine Schule, die wirklich tüchtiges leistet, dürfte bald durch auswärtige Schüler sich selbst erhalten können, würde auf das Bild unserer Häuser und Haushaltungen im wohlthätigen Sinne umgestaltend wirken und nicht nur die Mädchen, sondern auch die Häuslichkeit der untern Klassen erziehend veredeln.

Diese eine Aufgabe allein lohnte sich schon des Schweißes der edlen Frauen, allein es harrt ihrer ein ganzes Heer von Arbeiten für die Frauen, doch nach dem wahren talmudischen Grundsatz: „erstrebst du viel, erreichst du nichts“ ist es angezeigter, mit kleinem anzufangen und allmählig weiter zu bauen. Darum mögen die fernern Ziele und Bestrebungen erst dann Gegenstand der Erörterung bilden, wenn die Frauen ihre Geneigtheit kundgegeben, wirklich an die Gründung eines allgemeinen isr. Frauenvereines in Böhmen zu gehen. An die geehrten Damen, an sämmtliche Vorsteherinnen der isr. Frauenvereine, an alle die mitthun wollen, ergeht daher der Aufruf, entweder an den Schreiber dieser Zeilen oder an die „Jüdische Chronik“ ihre Meinungsäußerung abgeben zu wollen, was sie von der Gründung eines allgemeinen israel. Frauenvereines in Böhmen denken, wie sie sich dazu verhalten würden, und welche Dame oder Damen sie nominieren, einen großen israel. Frauentag zur Erreichung dieses Zweckes einzuberufen und demselben zu präsidieren.

Die israelitischen Frauen Böhmens mögen den Beweis liefern, daß Salomons Weisheit die jüdische Frau kannte, als er den Ausspruch that: „Der Frauen Weisheit baut das Haus, errichtet mit Geschick, Ordnungs- und Schönheitssinn seine sieben Säulen.“



Wir drängen zur Hierarchie hin!

Von Dr. Simon Stern.

Vielleicht war's eine bessere Zeit, als die Juden im engen Ghetto wohnten, seitwärts von der großen Heerstraße des wogenden Lebens, da fast kein Jude den Blick über die Ghettomauern warf oder hinüber zu werfen wagte, weil ihm Alles, was in der großen Welt vorgieng, doch recht kleinlich erschien! Mochten sie draußen Kriege führen oder Frieden schließen, mochte draußen ein neuer Glaube entstehen oder der alte ein neues Kleid anlegen, für die Verhältnisse des Ghetto schien es sich doch ganz gleich zu bleiben, ob der Bedrücker diesen oder jenen Namen führte. Mochte auch draußen einmal in einem Jahrhundert ein Geistesheld aufstehen, der gegen die ehernen Mauern der Vorurtheile mit dem Kopfe rannte, es schien, daß er nutz- und erfolglos Gut und Blut geopfert habe, und was kümmerte dies das kleine Häuflein, welches in einer eigenen Welt, auf dem engen Raume der „4 Ellen der Halachah" lebte, welches, weil es unten so wenig Platz fand, mit seinen Wünschen nach dem Himmel langte.

Vielleicht war es eine bessere Zeit, als der Juden größte Trauer die Trauer um Zion war, und deren sehnlichster Wunsch die Wiederaufrichtung des Tempels auf Moriah, als die Mütter zu Gott beteten, ihre Söhne mögen Landrabbiner werden, und die Väter voll Ehrfurcht zu dem Sohne aufschauten, der ein großer Talmudkenner war! Vielleicht war es besser, als der reiche Jude für seine Tochter den tüchtigen Bachur (Theologen), den Stolz der Jeschibah zum Manne wählte, als noch in jeder Gemeinde eine erkleckliche Anzahl Morenus waren, die, in der Disputierkunst wohl geübt, allabendlich große Redetourniere über schwierige Stellen des Talmuds und seiner Commentare abhielten! Vielleicht war es eine bessere Zeit, als auch die Stuben niedrig und klein und enge waren wie der geistige Horizont, als man die kleinen Fenster baute, damit im Winter nicht viel Kälte ins Zimmer ströme, und an langen Winterabenden ein schwaches Oellämpchen oder besten Falls eine Talgkerze das Gemach erleuchtete!

Vielleicht war es besser; die Ansprüche waren gering, hoch hinaus konnte man nicht wollen, und das Leben bot doch reiche Abwechslung. Morgens und abends Synagogenbesuch, die Sabbathe, die Feiertage, die freudigen und traurigen Erinnerungstage, das wurde Alles mit andächtigem Sinn gefeiert, es wurde inbrünstig gebetet, dann bildeten damals Beschneidung, Verlobungen und Trauungen Ereignisse, an welchen die ganze Ge-

meinde betheiligt war, es gab die guten Sabbathe, vielleicht war's damals besser! —

Und der Druck, unter welchem die Israeliten lebten, die soziale Verachtung, die sie zu erdulden hatten? — Nun, der Druck war vorhanden, ein nicht zu schildernder Druck, aber der Einzelne hatte doch seine Freuden, und alles überstrahlte die Innigkeit des Familienlebens. Zuweilen wurden zwar einige Juden todtgeschlagen, zuweilen einige Gemeinden gänzlich vernichtet, sehr oft wurde den Juden die schwer erworbene Habe geraubt, verachtet und gesellschaftlich geächtet waren immer und überall alle, alle Juden — nein, es war nicht besser, es war tausendmal ärger, als es heute ist.

Man spreche nur nicht von den Freuden, die man damals hatte. Die kleinen Freuden der Armut waren es, gerade groß genug, um noch den Jammer des Daseins ertragen zu können, einzelne schwache Lichtpunkte in der finstern, schwarzen Nacht, und weil man so enge neben einander wohnen mußte, rückte man auch nahe an einander, und weil man von den Freuden der großen Welt nichts zu genießen bekam, schaffte man sich seine eigenen Freuden, und weil man dem Weltgetriebe so gänzlich fern stand, blieb Zeit für Alles, was mit dem jüdischen Leben auch nur irgendwie zusammenhieng. Es gab ja keinen andern Lebensinhalt, als die minutiöse Befolgung aller religiösen Vorschriften, und keine andere Gelehrsamkeit als die religiöse Lehre. Der gelehrtere Rabbiner war der größere, und man verlangte nichts mehr von ihm als die genaue Kenntnis der Lehre und die geschickte Handhabung seines Wissens. Er war nicht Seelsorger, kaum Prediger, in seiner Studierstube oder im Kreise seiner Schüler saß er, und wer der religiösen Belehrung bedurfte — und das war die ganze Gemeinde — kam zu ihm. Selbst beim Gottesdienst stand er nicht an der Spitze der Gemeinde, sondern seitwärts in einer Ecke. Er steht noch heute dort, obwohl die Zeiten und Verhältnisse andere geworden sind, obwohl aus dem Rabbiner der Seelsorger und Prediger geworden ist. Geworden ist? Nein, noch nicht, aber werden soll! Wenn wir nur schon so weit wären, aber wenn es so fortgeht, wie bisher, wird aus dem Rabbiner der Priester, denn wir treiben zur Hierarchie hin. Nach außen ist es tausendmal besser geworden, nach innen haben wir nicht viel vom Fortschritt zu verzeichnen. Freilich, das kurzsichtige Auge reicht mit seinem Blick nicht weiter als bis zur Grenze des Tages und hat keine Ahnung von dem, was morgen sein wird. Heute, meinen diese oberflächlich Denkenden, ist innerhalb des Judenthums Alles am besten bestellt: die Gemeinden autonom, das Individuum autonom, keiner braucht jemand und nach jemand etwas zu fragen, jeder legt sich seine Religion nach eigenem Gebrauche zurecht. Das wäre ja Alles gut und schön, wenn nur nicht dabei der auf das Ganze zu richtende Sinn verloren gienge, wenn nur jeder den

Idealismus bewahren würde, und weniger daran denken würde, es sich so bequem als möglich zu machen, sondern sein Judenthum so herrlich als möglich zu gestalten. Es ist traurig zu sagen, an die Ausgestaltung des Judenthums denkt Niemand; an die wichtigste Institution des Judenthums, seine treibende Kraft, die es vor Versumpfung und Verknöcherung bewahrt, an das Rabbinat, denkt Niemand, den Rabbiner ließ man seitwärts in der Ecke stehen. Man gab ihm einen Ornat wie einem Seelsorger, aber, daß der Seelsorger auch der Lehrer und Führer zu sein habe, davon mochte Niemand etwas wissen.

Das Judenthum hat es in den civilisierten Ländern erreicht, daß seine Bekenner theoretisch und vielfach auch praktisch den andern Mitbürgern gleichgestellt sind, es hat in diesen Ländern nur den Kampf um die völlige gesellschaftliche Gleichberechtigung zu führen, der Kampf ist ein heißer und ein schwerer, aber doch nicht so schwierig, daß man dabei des Judenthums vergessen müßte; vergessen müßte, daß nicht nur die Juden, sondern auch das Judenthum anerkannt werden muß, daß überhaupt von keiner Gleichberechtigung die Rede sein kann, solange nicht das Judenthum als solches anerkannt ist, und wer anders sind die Kämpen für das Judenthum als die Rabbiner, die aber läßt man in der Ecke seitwärts stehen. In vorderste Reihe müßte man sie stellen, der Kampf gegen den Antisemitismus tritt erst in zweite Linie, das Wichtigste muß sein der Kampf für das Judenthum, wenn überhaupt an einen Erfolg gedacht werden soll. Wir aber sind geradezu hypnotisiert vom Antisemitismus, und der größte Schaden, den der Antisemitismus anrichten könnte, wäre der, daß wir über die Juden des Judenthums vergäßen. Der Antisemitismus wird vorüber gehen, wie jeder epidemischer Wahnsinn, aber das Judenthum wird verkümmern, wenn wir nicht an seine Kräftigung denken. Ja, es ist tausendmal besser geworden in allen Dingen, nur in einem nicht, das Judenthum ist uns nicht mehr Herzenssache, sonst könnten wir nicht so ruhig die Widersprüche dulden, die entstanden sind. War es denn im Judenthum je erhört, daß es besondere religiöse Vorschriften für den Laien und den Rabbiner gebe. Wie ist es nur heute? Der Laie kümmert sich nicht um den größten Theil der Sabbathgebote, wenig um die strengen Chamezvorschriften und gar nicht mehr um die Speisegesetze, es ist ihm jedoch selbstverständlich, daß der Rabbiner alle diese Vorschriften strenge einhalte. Wenn sie aber göttliche, religiöse Vorschriften sind, dann müßte sie jeder auf gleiche Weise halten; wenn sie es nicht sind, warum muß sie der Rabbiner beobachten? Da glaubt aber der Laie, diese Vorschriften wären nur für den Rabbiner gegeben, wie die Vorschrift des Cölibats für den katholischen Priester, wie die Vorschrift des Barttragens für den Popen, und wie der Pentateuch und Ezechiel besondere Vorschriften für den Priester auf-

stellen. So entwickelt sich wieder innerhalb des Judenthums der Begriff des Cohen, des Priesters, des Geweihten unter seinen Brüdern. Das ist aber der Anfang der Hierarchie, und bis zur Vollendung ist dann nur noch eine kurze Strecke. Denn dieser Geweihte unter seinen Brüdern wird einen hohen Rang einnehmen. Er wird nicht nur Lehrer der Religion sein, sondern auch Vermittler der göttlichen Gnadenmittel, weil er allein sie kennen wird. Er wird alles Religiöse allein lenken, leiten und regieren.

Welche Verkehrtheit ist es nur, den Rabbiner zurückdrängen zu wollen, er soll vielmehr mitten im öffentlichen Leben stehen, er soll mit berathen, er soll der Seelsorger sein, sonst drängen wir zur Hierarchie hin, und statt der Seelsorger werden wir Priester haben.

Der alte Rabbiner gehört einmal der Vergangenheit an. Das ist unumstößliche Thatsache. Religiöse Anfragen betreffs Kaschruth, Sabbath, Niddah und Pessach, die so ziemlich den Inbegriff des häuslichen jüdischen Lebens bilden, gehören bei den Familien zu den allerseltensten Ausnahmen. Das jüdische Recht, die zweite Hälfte talmudischer Gelehrsamkeit, findet im praktischen Leben keine Anwendung, und das ehemalige Talmudstudium bildet so wenig allein einen Rabbiner aus, daß man sich die Koryphäen am Anfange unseres Jahrhunderts heute gar nicht mehr als Rabbiner denken kann. Weder R. Ezechiel Landau noch R. Moses Sofer, beide überaus berühmte Männer, kann man sich heute als Rabbiner in irgend einer größern Stadt Deutschlands oder Oesterreichs mit Ausnahme von Galizien denken. Wie Bürger einer andern Welt erscheinen sie uns heute, und sie sind auch Bürger einer andern Welt, sie gehören dem Ghetto an.

Unsere Zeit, die vom Rabbiner auch hohe profane Bildung wie einst in der Blüthezeit der spanischen Juden verlangt, beansprucht gar nicht mehr vom Rabbiner Talmudkenntnis in dem Ausmaße, wie die früheren sie besaßen, denn abgesehen von der Unmöglichkeit diese Kenntnis an Seminarien zu erlangen, so daß auch die jüngeren orthodoxen Rabbiner in Deutschland selten mehr tiefe Kenntnis des Talmuds besitzen, findet der Talmud wenig praktische Verwertung, da keiner talmudische Entscheidungen begehrt, und so ist Talmud Wissenschaft geworden, und nicht jeder Rabbiner ist ein Mann der Wissenschaft.

Unsere Zeit verlangt vom Rabbiner: den das Leben befruchtenden Gedanken, die richtige Auffassung vom Judenthum und seiner Entwicklung und eine thatkräftige Einwirkung auf die Massen, um sie aus ihrer Lethargie zu reißen und sie empfänglich für die hohen Ideen des Judenthums zu machen.

Unsere Zeit verlangt vom Rabbiner, daß er verstehe, dem Menschen das religiöse Ideal wieder zu bringen und sie zum wahrhaft religiösen Leben

zu begeistern. Unsere Zeit verlangt vom Rabbiner, daß er durch sein Wort und durch seine That in den Herzen wieder den erloschenen Funken religiösen Gemeingeistes anfache, und daß er dem Einzelnen wie der Gesammtheit wieder den Weg zeige zur Lebensbefriedigung und zur Lebensfreude.

Denn, wir sind etwas blasiert geworden. Früher in Ghetto zu wenig Genuß, wird uns jetzt zu viel zutheil: Bälle, Badereisen, Schweizerreisen, Romreisen, Bergtouren, Nordlandsfahrten, Concerte, Theater, alle Arten Sport, weiß der Himmel was noch, wir fangen an, uns zu langweilen. Wenns so fortgeht, wird es bald nur schön geputzte Männer und Weiber geben, die, gelangweilt und verdrossen, nicht wissen werden, was sie mit dem Leben anzufangen haben. Auf der Suche nach Genuß hat man den Weg zum Glücke verloren, und der Genuß macht nicht satt und befriedigt nicht. Bettelsuppen sind es, die man sich bereitet, gut genug eine Stunde mit leerem müssigem Spiel zu vertreiben, aber nicht genug ein Leben auszufüllen. Seele, Gemüth und Geist werden dabei müde und matt und lassen die Flügel hängen, denn sie gehen leer aus, sie erhalten keine Nahrung und Erquickung. Wir bedürfen des Idealismus, der unserem Leben Inhalt gibt, und der Rabbiner, der ihn am eindringlichsten lehrt, der ist der größere Rabbiner, das ist der Seelsorger, das ist der Mann der Gedanken und der That!

Der Mann der Gedanken und der That! den benöthigen jetzt die Gemeinden, denn es ist eine andere Zeit gekommen. Ihr aber, ihr stoßet solche Männer von euch, ihr drücket sie seitwärts in die Ecke, ihr wollt sie nicht hören, und darum die fürchterliche Decadence des Judenthums. Da gründen sie einen Gemeindebund und schließen die Rabbiner aus, obwohl der höchste, vielleicht der einzige Zweck des Gemeindebundes nur der sein kann, das jüdische Leben frisch pulsieren zu machen, die neuen Gedanken und Anschauungen des Jahrhunderts mit dem Judenthum zu vermählen. Ihr habt jedoch kein Herz fürs Judenthum, es ist euch nur ein lästiges Kleid, welches man vertheidigen muß, weil man kein anderes hat. Hättet ihr Herz fürs Judenthum, dann besäßet ihr auch ein religiöses Ideal, dann wäre es euch auch nicht gleichgiltig, welche Gestaltung das Judenthum annimmt, dann würdet ihr streben, eure Religion schön und herrlich von den Rabbinern, die dazu berufen sind, gestalten zu lassen. Ihr habt nicht das Ideal, daß das Judenthum anerkannte Weltreligion werden muß, hört ihr es, dann zuckt ihr die Achseln und verzieht spöttisch und skeptisch den Mund, als wäre dies unmöglich. Freilich, ist es unmöglich, so lange ihr indifferent bleibt. Und diesem Indifferentismus will man ein Mäntelchen umlegen, und spricht, wir wollen in unseren Berathungen keine Rabbiner, und wollen auf sie nicht hören, weil wir Feinde der Hierarchie im Judenthum sind. Ihr treibt aber nun geraden Weges zur Hierarchie hin. Denn dadurch, daß die Rabbiner, die

Vertreter der Religion, ausgeschlossen werden, wird die Gesellschaft dem Wesen der Religion fremd, die Religion wird Eigenthum einer Kaste, und diese Kaste beherrscht dann mittelst der Religion die Uebrigen. Der Menge aber bleibt statt Religion ein geheimnisvolles Mysterium, vor dem sie heilige Scheu empfindet, und nach dem sie als nach einem Gnadenmittel verlangt. Der Spender des Gnadenmittels ist der Priester, der Hierarch.

Wir rühmen uns und haben ein Recht uns dessen zu rühmen, daß wir keine Priester, sondern nur Seelsorger haben, daß jede Gemeinde, deren Mitglieder selbst bewandert sind in allen religiösen Dingen, den Befähigtesten und Charaktervollsten zum Rabbiner wählt. Die Thora, die er besitzt, besitzen alle, denn sie ist das Erbtheil der ganzen Gemeinde Jakobs, der Rabbiner ist kein geweihter Mittler zwischen Gemeinde und Gott, er ist nur das Haupt und der Führer in religiösen Angelegenheiten. So war es bis zu unserer Zeit, jetzt wird es anders. Vorläufig hat allerdings der Rabbiner keine mit Worten genau zu bezeichnende Stellung, wir treiben aber zur Hierarchie hin. Denn selbst die Orthodoxen in einer Gemeinde verlangen nur Weihe und Heiligung vom Rabbiner, selbst in den orthodoxen Gemeinden gibt es keine Helden des Talmuds mehr, die wie ehedem das talmudische Wissen des Rabbiners in die Schranken fordern können. Strenge Befolgung aller Ceremonien, anderes verlangen sie nicht, auch nicht gründliche Kenntniß des Talmud, und großes talmudisches Wissen ist auch bei orthodoxen Rabbinern eine solche Seltenheit, daß man davon schweigen muß. Und die Freisinnigen sagen: Wir sind wohl die überwiegende Mehrheit in der Gemeinde, aber wir brauchen den Rabbiner nicht, mögen die, die ihn benöthigen, sich einen Rabbiner nach ihrem Herzen wählen. Es ist aber nicht wahr, gerade die Freisinnigen benöthigen die Rabbiner, gerade die, welche nicht auf die That des Messias allein warten, sondern mit Hand anlegen sollen, um die Ausbreitung des Judenthums zu ermöglichen. Gerade die, welche Gegner der Hierarchie sind, dürfen nicht über jüdische Angelegenheiten ohne Rabbiner berathen, gerade die müssen einen Rabbiner haben, der sie belehrt, was Judenthum sei, der sie anfeuert und wahrhaft religiöse Gesinnung wachruft. Nicht die hohe talmudische Gelehrsamkeit ist heute mehr der Maßstab, mit dem man den Rabbiner messen kann, denn hohes talmudisches Wissen ist fast nirgends mehr vorhanden, sondern die Höhe des religiösen Ideals bildet den Maßstab.

Und in solcher Zeit, da es gilt, für das Judenthum zu kämpfen, da es gilt, dem religiösen Ideal neues Leben zu geben, schließt man den Rabbiner aus dem Gemeindebund aus, und anstatt eine lebenskräftige, segensreich wirkende Schöpfung zu machen, die das moderne Judenthum zur Blüte bringen soll, will man daraus einen Abwehrverein gegen den Antisemitismus bilden,

der als solcher nichts oder nicht viel zu wirken vermag. Der Fehler unserer Zeit liegt hier offen zu Tage, der Antisemitismus hat uns hypnotisiert, wir kämpfen mit blind geladenen Gewehren gegen den Antisemitismus, anstatt mit Herz und Geist, mit Wärme und Weisheit für das Judenthum in die Schranken zu treten. Gehen wir an die Arbeit für unser Judenthum und für alle Ideale, denn alle Ideale zusammen bilden erst das religiöse Ideal.

Hand auf's Herz, ihr Herren vom Gemeindebund! gestehet zu, daß ihr schlecht berathen waret und einen Fehler machtet, als ihr die Vertreter der Religion ausgeschlossen habt. Zum Glück keinen irreparablen Fehler! Seid ihr damit zufrieden, noch einen Verein, wie schon viele bestehen, unter dem vollklingenden Titel Gemeindebund ins Leben gerufen zu haben, dann bedaure ich das Judenthum und unsere Kinder, die entweder die Folgen dieses Fehlers zu tragen oder die mühselige Penelopearbeit zu verrichten haben werden, das Gewebe, das unsere Zeit herstellt, wieder zu entwirren.

Doch das soll nicht sein. Es ist betreffs der äußern Verhältnisse tausendmal besser geworden, als es im Ghetto war, durch den Gemeindebund könnten auch die innern Verhältnisse herrliche werden, aber dazu bedarfs der Mithilfe der Rabbiner. Er stehe mitten im Leben, nicht abseits von der Gesellschaft, er rathe mit, er schreite mit fort, er sei mit Träger und zwar einer der Hauptträger des jeweiligen religiösen Ideals, er sei Seelsorger und nicht Priester, sonst haben wir bald die Hierarchie im Judenthum.



Das mosaische und lykurgische Gesetz.

Vortrag von Dr. S. Bäck, Rabbiner in Lissa (Posen).

Hochgeehrte Versammlung!

Im Eingange der mosaischen Bücher befindet sich der älteste Seherspruch aller Völker, der zugleich eine wohl allgemeine, aber zutreffende Charakteristik derselben enthält, und der, wenn wir uns entschließen, die bisher beliebte nicht begründete und darum irrthümliche Auslegung zu verlassen, und uns einer mehr begründeten zuzuwenden, lautet: „Die Gemüther wird Gott dem Japhet öffnen, wohnen wird er in den Hütten Sems und Cham wird Knecht ihnen sein.“ Japhet, ist die Bezeichnung für das griechische Volk, dem unzweifelhaft die Herzen bezwingende Meisterschaft in allem Anmuthigen und Schönen zugesprochen werden muß.

Sem ist die Bezeichnung für das israelitische Volk, dessen heilige Schriften die Aufgabe hatten, in den Menschenhütten das Gesetz der Heiligung, des Rechts und der Liebe hineinzutragen. Beide waren in der ältesten Zeit schon berufen, die thierische Blöße der Menschheit zu decken, d. h. die Menschheit aus dem Thiere zum Menschlichen und Göttlichen zu erheben; oder um dasselbe mit anderen Worten auszudrücken, die ganze übrige Menschheit der ältesten Zeiten hat sich zu diesen beiden Culturelementen empfangend, dienend verhalten, die thierische Kraftäußerung, wie sie in Cham symbolisirt ist, war von diesen beiden Culturelementen bezwungen worden.

Wollen wir dies zunächst von dem Hellenismus, von dem griechischen Geiste nachweisen. Was das mosaische Gesetz betrifft, wird sich dieses aus dem Vortrage von selbst ergeben. Die höchste Bildung der Völker, die vor dem Hellenismus blühten, die der Assyrer, Babylonier und Inder, richtete den Blick der Menschen vorzugsweise nach außen, zeigte ihnen in den Erscheinungen der Welt die Kraftäußerung übermächtiger Naturgewalten, die ihnen in überladenen, dem Begriffe der Schönheit hohnsprechenden Bildern dargestellt wurden. Als Lebensträger der Machtfülle dieser Gewalten stellten sich die Priester und Könige dar, die vorgaben, daß in ihnen jene Mächte inkarnirt, verkörpert in sichtbare Erscheinung treten. Den Priestern und Königen gegenüber verschwand die Persönlichkeit der übrigen Menschen vollständig, sie waren nur da, um in thierischer Unwissenheit vor den Priestern und Königen sich auf das Angesicht zu werfen. Der griechische Geist richtete zuerst den Blick der Menschen auf sich selbst, zeigte, wie jeder Mensch in seinem Innern ein Ideal göttlicher Vollkommenheit und Schönheit trage, zu welchem jeder sich selbst vollenden kann, und dieses vollendete Menschenideal war den Griechen das höchste im Reiche der Wesen, und so kam es, daß seine Götter ihm nur menschliche Wesen waren, die zu solchen Idealen sich verwirklicht hatten. Der vorhellenische Geist der heidnischen Völker ließ das Gemüth und den Geist der Menschen nur durch Noth und Bedürfniß sich entwickeln; nur die Furcht war das Werkzeug, war der Beweggrund, war das Maß der Unterdrückung und der Bezwingung der glühenden Leidenschaft. Selbstachtung kannten jene Völker nicht, darum blieb auf ihrer höchsten Höhe der Mensch roh, gewaltsam, düster. Der griechische Geist führte die Menschen zur Selbstbildung durch die Freude an der Erkenntniß, durch die Lust am Edlen, die griechische Bildung gab dem Menschen das Ebenmaß des Harmonischen und Schönen als Mittel die rohe Leidenschaft zu bezwingen; sie stellte den Menschen unter seine eigene Obhut und erwartete um der Selbstveredelung willen von ihm die Selbstbeherrschung, sie gab ihm das göttliche Ebenmaß des Schönen und Wohlanständigen in Charakter und Gesinnung, in Rede und Handlung und hielt ihn dadurch zurück von allem Unwürdigen, Schlechten

und Gemeinen. Der griechische Geist machte die Menschen gebildet, mild, froh und heiter. Mit Recht öffneten sich darum der griechischen Cultur die Pforten der Menschengemüther, vor ihr schwanden die Rohheit und die Barbarei, mit dem Gefühl für Schönheit und Harmonie zog die Tugend in die Menschenherzen ein; der griechische Geist hatte die Menschheit bezwungen.

Und doch lehrt uns die Geschichte, daß die griechische Bildung schließlich in eine oberflächliche Uebertünchung und Glättung der rohen Außenseiten ausartete, daß der griechische Geist unter dem glatten Mantel einer polierten Bildung sybaritischen, gemeinen sinnlichen Lebensgenuß barg, daß ihr die Durchsittlichung des Menschenlebens und die Rechtsdurchdringung der Gesellschaft nicht gelang. Die Geschichte lehrt, daß die Begriffe des Rechts und der Freiheit, wie sie der Grieche auffaßte, nur darin bestand, daß man das Recht genau kannte, das man zu fordern, die Freiheit, die man sich zu sichern habe; von dem Rechte, daß man in jedem Menschen achten, von der Freiheit, die man jedem Menschen gewähren müsse, wußten die Griechen nichts. Es fehlte ihnen der Geist des wahren Rechts, der wahren Sittlichkeit, es fehlte ihnen der Geist der Selbstlosigkeit und der Menschenliebe, mit dem erst die mosaischen Bücher, die Menschen bekannt machten, indem sie in dem 19. Capitel des 3. Buches Moses den Satz aufstellten: „Liebe deinen Nebenmenschen wie dich selbst!“ Weil nun der Geist der Selbstlosigkeit, der Liebe, der wahren Sittlichkeit und Gerechtigkeit den Griechen fehlte, tritt uns bei denselben die eigenthümliche Erscheinung entgegen, daß sie den Begriff „Mensch“ erst auf einer gewissen Stufe der Bildung lassen, daß sie mit der delikatesten Empfindsamkeit in Bezug auf das eigene Ich die verletzendste Rücksichtslosigkeit, ja die herzlose Grausamkeit in Bezug auf Andere zu vereinen wußten. Dieser hart klingende, aber wahre Ausspruch läßt sich am Besten nachweisen, wenn wir die älteste Gesetzgebung der Griechen, das lykurgische Gesetz, mit dem mosaischen Gesetze vergleichen. Ich kann selbstredend nicht das lykurgische Gesetz in seiner ganzen Ausdehnung dem mosaischen Gesetze gegenüber stellen; ich würde damit die Aufmerksamkeit, die sie meinem Vortrage zu schenken die Freundlichkeit haben und die Geduld und Nachsicht, die sie demselben gewähren, mißbrauchen. Ich will bloß drei gesetzliche Bestimmungen herausheben, weil ich meine, daß gerade durch die Gesetze in Bezug auf diese drei Gegenstände die Griechen und das Gesetz des Lykurgos am Besten charakterisiert sein werden. Wir werden herausheben die gesetzlichen Bestimmungen des Lykurgos 1. in Bezug auf den Arbeiterstand, 2. in Bezug auf die Fremden, 3. in Bezug auf das Verhältniß der Eltern zu den Kindern und werden denselben die betreffenden Gesetzesbestimmungen aus den mosaischen Büchern entgegenhalten.

Der einzige Punkt, in dem das mosaische Gesetz mit dem lykurgischen

zusammentrifft, ist die Erzählung von dem Lebensende des Gesetzgebers. Von Moses wissen wir, daß er sich an seinem Lebensende von dem Volke das feierliche Versprechen geben ließ, das Gesetz mit unverbrüchlicher Treue zu bewahren, daß er sodann starb, daß aber Niemand seine Grabstätte kannte und kennt. Aehnliches wird von Lykurgos berichtet.

Von Lykurgos, dem Gesetzgeber Spartas, wird erzählt: um seinem Gesetze Dauer zu verleihen, ließ er seine Mitbürger schwören, keine Veränderung an demselben vorzunehmen, bis er von Delphi, wohin er reiste, um das Orakel zu befragen, wieder heimgekehrt sein werde. Das Orakel gab ihm nach Art aller Delphischen Orakelsprüche zweideutige Antwort, daß nämlich die Spartaner so lange glücklich sein werden, so lange sie seine Gesetze beobachten würden. Lykurgos, wird nun weiter erzählt, habe sich deshalb freiwillig verbannt und habe sich freiwillig den Hungertod gegeben, ja sogar befohlen, daß man seinen Leichnam verbrennen und die Asche in das Meer streuen solle, damit nicht sein Staub von seinen Mitbürgern in die Vaterstadt zurückgebracht, und dieselben sich ihres Eides entbunden sehen möchten. Als Lykurgos sein Gesetz gab, war Sparta in die größte Verarmung gerathen und dem Untergange nahe. Lykurgos verstand es, die Ruhe herzustellen, und er wollte durch seine Gesetzgebung den Staat vor den Einflüssen schützen, die etwa den Bestand derselben untergraben könnten. Diese Kraft, meinte er, seinem Gesetze zuschreiben zu dürfen. Die Bürger Spartas hielten ihren Eid, aber das Ziel, das sich ihr Gesetzgeber gesteckt hatte, wurde nicht erreicht. Nicht nur der spartanische Staat ging unter, auch das lykurgische Gesetz, während das mosaische Gesetz über alle Punkte der Erde verbreitet ist; der lykurgische Staat und das lykurgische Gesetz gingen unter, denn die Ideen der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, der Menschenliebe, die allein Völkern und Gesetzen Einigkeit verleihen, haben in dem Gesetzbuche Lykurgos keinen Platz gefunden, dies erfahren wir schon aus den gesetzlichen Bestimmungen Lykurgos in Betreff des Arbeiterstandes oder der Sklaverei.

Es gab im Alterthume kaum ein Volk, bei welchem die Sklaverei nicht heimisch gewesen wäre, die Stellung derselben war bei allen so ziemlich dieselbe, d. h. sie waren bei allen schutz- und rechtlos.

(Schluß folgt.)



Die Verhältnisse der Juden in Galizien.

Von Dr. Simon Stern.

Ein merkwürdiges und doch lesenswerthes Werkchen liegt uns vor*). Der Verfasser, ein Gutsbesitzer in Galizien, hatte als Präsident eines Lokalcomitees der Baron Hirsch-Stiftung Gelegenheit, das jüdische Massenelend in Galizien kennen zu lernen und zu erfahren, ob die Hilfe, die man leistet, vom Erfolge gekrönt sein kann. Das Resultat? Der Verfasser trat aus dem Comitee aus, nachdem er eine Denkschrift an das Curatorium dieser Stiftung in Wien geschickt hatte. Die Denkschrift enthält die Vorschläge, die Herr Siegel dem Curatorium gemacht hatte. Doch, bevor wir über diese Vorschläge urtheilen, sei erst mitgetheilt, daß von den 772 000 jüdischen Bewohnern in Galizien 500 000 gar keinen Erwerb haben und vom Bettel leben, und über 100 000 einen Erwerb haben, der kaum das tägliche Brot gewährt, also über 600 000 Juden leben in Galizien im Elend. Das ist Eines. Ein Zweites, das nicht genug Beachtung findet, ist der Umstand, daß die überwiegende Majorität der galizischen Juden von Schulbildung nichts wissen will. Dem unwissenden, armen Juden wird durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel, durch Ueberredung und Drohung ein finsterer, fanatischer Obskurantismus in's Herz gepflanzt, wie ein Gegenaufruf beweist, den der Rabbi von Mielec, Naphtali Horowitz, veröffentlichte, daß ja keiner sein Kind in die Schule schicke, auch nicht in die Baron Hirsch'sche, wo man „die heiligen Schaf areinchappen" will, und der „Sechuth von unsere Owoth Abraham, Isak und Jakob sollen uns beistehen, daß wir sollen nicht chulilah gechappt werden vom Satan". Der Aufruf ist, wie selbstverständlich, im reinsten Jargon geschrieben. Die Kinder werden von den Vätern nur in die Schule gegeben, wenn dies den Vätern gut bezahlt wird. Ein Comiteemitglied theilte dem Comitee mit, daß er auf Drängen des Rabbiners und seiner Frau auf seine Stelle resignieren muß, und es sei dringend geboten mehreren ortsansässigen Handwerkern Unterstützungen im Betrage von 100 bis 150 fl. zu gewähren, um das Zutrauen der dortigen Bewohner zu heben und deren moralische Unterstützung zu gewinnen. Man muß lesen, welche Mühe es kostet, in jenen fanatisierten jüdischen Gemeinden ein Lokal für die Schule zu gewinnen, und man erhält eine Ahnung, in welches Dunkel die Baron Hirsch'schen Schulen Licht bringen wollen.

*) Moderne Wohlthätigkeit. Von Josef Siegel, Mitglied des Israel. Humanit. Vereines „Solidarität" Bnai Brith in Krakau. (Krakau 1895. — Verlag von Aron Faust.)

Ich nannte das Büchlein merkwürdig und lesenswert. Merkwürdig nicht nur wegen der krausen Anordnung des Stoffes, sondern zumeist darum, weil hier ein Kenner der Verhältnisse in Galizien, ein Kind Galiziens selbst, offen und ehrlich zu uns spricht. Lesenswert ist die Schrift darum, weil wir erst durch solche ungeschminkte Veröffentlichung einen Einblick in die Verhältnisse der galizischen Juden gewinnen und die Nothwendigkeit der Baron Hirsch'schen Stiftung erkennen. Den Vorschlägen, die der Verfasser dem Curatorium unterbreitete, kann leicht zugestimmt werden, nur der eine Vorschlag, mit der Begründung neuer Schulen einzuhalten, ist uns nicht recht verständlich. Der Verfasser meint, daß erst ein gewisser Wohlstand da sein muß, bevor das Streben nach geistigem Wissen erwacht, wir meinen, Bildung und Wissen seien die mächtigsten Beförderungsmittel des Wohlstandes. Ohne Cultur ist heute kein Wohlstand möglich und ohne Bildung keine Cultur. Wenn die Baron Hirsch'sche Stiftung keinen andern Zweck hätte, als einige Korbflechtereien und ähnliche Industrien in Galizien einzurichten, dann hätte sie einen höchst armseligen Zweck. Diese Stiftung will aber aus den geistig und körperlich verkümmerten Gestalten Galiziens tüchtige Männer und Frauen machen, sie will die 500 000 Bettler Galiziens dem lohnenden ehrenhaften Erwerbe zuführen, sie will die galizischen Juden der Cultur und Zivilisation zuführen.

Wird dies der Stiftung gelingen? Gott gebe es! Es ist ein schwieriger mühseliger Weg bis ans Ziel, und Jahrzehnte wird es dauern, bis ein Erfolg sichtbar werden wird.

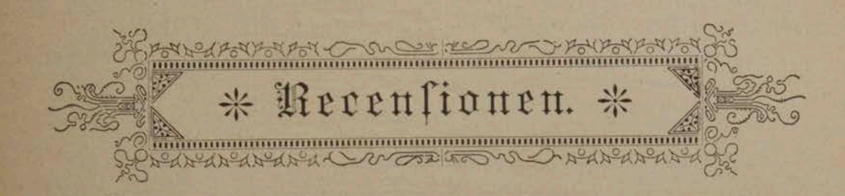
Beachtung verdient ein anderer Vorschlag des Verfassers, den er allen Juden Oesterreichs macht, er lautet: Centralisierung der Wohlthätigkeit. Hier stimmen wir aus vollem Herzen zu, wie ja auch im vorigen Jahrgang in der Novembernummer dieser Zeitschrift von Dr. Kurrein ein Plan zur Centralisierung der Armenpflege entworfen wurde. Herr Siegel denkt zunächst an Galizien und will einen großen Verein, ähnlich dem philantropischen in Wien, für Galizien. Der Verein soll zum Jubiläum des Kaisers gegründet werden; möge er entstehen, segensreich wirken und den Wanderbettel ausrotten!

Ich möchte mir jedoch noch ein Wort und einen Vorschlag erlauben: In Galizien sind 500.000 Bettler, eine Anzahl, die man leicht aussprechen, aber sich nicht vorstellen kann. 500.000 Bettler, das ist fast noch einmal so viel als Oesterreich Soldaten im Frieden unter der Fahne hat. 500.000 Bettler, gar nicht auszudenken, wie denen geholfen werden kann, wenn sie alle in Galizien bleiben. Angenommen ein Mensch braucht nur 100 fl. jährlich, um leben zu können, so müßten jährlich 50 Millionen an Almosen nur für Galizien allein gespendet werden. Welcher Verein, und sei er noch so groß, kann jährlich 50 Millionen aufbringen. Eine Million ist schon

ein gewaltiger Betrag, der philantropische Verein bringt noch nicht ein Zehntel davon auf, 72.582 fl., aber selbst eine Million wäre nur ein Tropfen auf glühendem Stein. Die Wohlthätigkeit, die sich in Almosengeben äußert, bringt uns keinen Schritt dem Ziele näher. Arbeit muß man den galizischen Juden geben, keine Spenden. Woher aber in Galizien die Arbeit nehmen, die Juden dort wollen ja arbeiten, sie haben aber keine Arbeit, nichts ist ihnen zu gering und zu schwer, sie sind Lastträger, Steinklopfer, Kutscher, Handwerker, Fabriksarbeiter, und doch sind 500.000 Bettler und noch dazu 100.000, die trotz der Arbeit nicht genug haben, um sich satt zu essen. Das beweist, daß den armen Juden in Galizien selbst nicht zu helfen ist. Sie müssen aus Galizien heraus. Wären sie nicht so gänzlich verkümmert, dann benöthigten sie keines Rathes, dann würden alljährlich große Scharen unter selbstgewählten Führern auswandern, und sich irgendwo auf der Erde, die so groß ist und so viel Platz hat, eine Heimstätte gründen, denn die beste Hilfe ist Muth und Willenskraft, die kein Mensch dem andern geben kann, und keine Hilfe, die man sich nicht allein gibt ist ausgiebig. Alles, was wir den galizischen Juden geben können, ist momentane Hilfe, Hilfe, die über den Tag und über die Stunde hinweghilft, mehr nicht. Doch dürfen wir nicht die Hände müssig in den Schoß legen, da wir wissen, daß mehr als eine halbe Million Glaubensbrüder in elenden Verhältnissen lebt, allen können wir nicht helfen, aber doch einem Theil. Nun mein Vorschlag:

Außerhalb Galiziens müssen Fabriken auf genossenschaftlicher Grundlage gegründet werden, die nur galizische Juden als Arbeiter beschäftigen. Der Versuch wird mit 2—300 jungen Arbeitern gemacht, die eine Genossenschaft zu bilden haben, denen die Fabrik gehört. Der Gewinn, den die Fabrik abwirft, darf zu nichts anderem benützt werden, als Boden zu kaufen, — welchen die Genossenschaft wieder selbst bearbeitet — oder aber wieder eine Fabrik zu bauen. Ich sehe gar nicht ein, warum in Argentinien Colonien gegründet werden müssen, in Europa ist Platz genug. Bosnien und die Herzegowina könnten solche junge arbeitsame Menschen mit ihren jungen Frauen ganz gut brauchen. Selbst in dem dichtbevölkerten Böhmen ist noch Platz für 50.000 jüdische Arbeiter. Und für uns Juden wäre nichts vortheilhafter, als wenn aus allen galizischen Juden arbeitsame, gebildete, freisinnige Menschen werden, die beten und arbeiten und auf ihre Kraft mehr als auf Menschenhilfe bauen. Stünden mir nur 200.000 fl. zur Verfügung, ich würde hier im fruchtbarsten Theile Böhmens sofort mit 300 jungen Pärchen den Anfang machen. Bald hätten wir hier eine blühende jüdische Colonie, in welcher keiner müssig geht, keiner Sehnsucht nach Reichthümern und nach Handel hätte, denn jeder hätte eine von der Händearbeit

gesegnete, sorgenlose Existenz. Bald hätte die Colonie ihre eigenen Schulen, und was der Sozialismus im Großen erträumt, wäre hier im Kleinen verwirklicht. Wer weiß, ob nicht alle Reichen, das Glück der Besitzlosen sehnsüchtig begehrend, freudig ihren Besitz hingeben würden, um Mitglieder einer solchen Genossenschaft zu werden.



Homiletische Betrachtungen von Dr. M. H. Friedländer, Rabbiner in Pisek. Tilsit 1895.

„Gerade der Cultus", sagt Palmer, „fordert es, daß der Mensch das Beste und Edelste, was er vermag, aufwendet, um es als Opfer zu bringen, und darum auch die heilige Rede, um ihrer Stellung im Gottesdienste würdig zu sein, nicht ein loses, uncultiviertes Gerede, sondern eben eine Rede, ein Kunstwerk, sein soll."

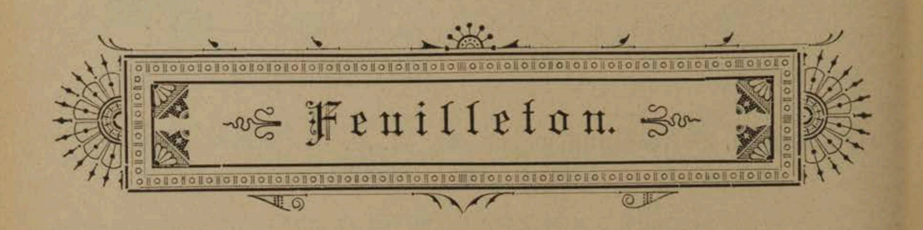
Diesem unabweislichen Postulate sucht der geschätzte und wohlbekannte Verfasser nach Thunlichkeit gerecht zu werden. Wir betonen die Worte: „nach Thunlichkeit," da in Predigten von mäßigem Umfange, wie die vorliegenden, für die Befriedigung sämmtlicher Anforderungen der Rhetorik nicht immer der entsprechende Raum vorhanden ist. So fehlt da neben der Partition sehr oft auch das Exordium, welches, die Krystallisierung des Textes zum Thema vorstellend, rhetorisch zwischen Beiden vermittelt. Dieser empfindliche Abgang wird jedoch in ausgiebigem Maße wett gemacht, und zwar nicht bloß durch die Fülle der rednerischen Darstellung und durch den ansprechenden Wechsel von Synthese und Analyse, begleitet von einer geschickten, innern Gliederung auch kurzer und abrupter Texte, sondern noch mehr durch den Herzton, der überall zur Geltung kommt, und durch die Kunst, aus der Schrift zur praktischen Wirklichkeit hinüberzugleiten und den Textinhalt auf das concrete Leben zu übertragen.

Bei der Erörterung der Zeitfragen entfaltet der Verfasser einen anerkennenswerthen Freimuth, der den Nagel stets auf den Kopf trifft, selbstverständlich aber in einem Tone, der der Heiligkeit des Ortes angemessen ist, und der die Regeln des Taktes niemals außer Acht läßt. Als Beispiel möge hier aus der Homilie: „Israels Kampf" deren Schluß seinen Platz finden: „Gerade in dieser stürmisch bewegten und aufgeregten Zeit sollen wir unsere Glaubensstärke und Glaubenstreue bekunden. Nicht fahnenflüchtig sollen wir werden, nicht sklavenmäßig um die Gunst unserer Feinde buhlen und nicht ihre sogenannte Freundschaft auf Kosten unseres Glaubens zu erwerben trachten, wodurch wir nur noch mehr an Ansehen und Achtung verlieren würden, sondern wie einst unsere Väter fest und unerschütterlich dem Glauben treu bleiben und die schönen, herrlichen, menschenbeglückenden Lehren der Thora hochhalten und durch die That im Leben zu verwirklichen

uns bestreben. Nicht durch Kraft und nicht durch Macht, nicht durch Rohheit und nicht durch Gewaltthätigkeit siegt Israel, sondern durch den Geist Gottes, durch den Geist der Liebe, der Menschenfreundlichkeit und der Humanität."

Durch die Entfernung des Verfassers vom Druckorte hat die Correctur des Buches nicht unwesentlich gelitten. Etwas störend ist auch der allzu häufige Gebrauch der Fremdwörter, sowie der Mangel der Quellenangabe bei den angeführten Stellen aus Bibel und Talmud. Diese verschwindenden Schattenpunkte können den Werth des Buches selbstverständlich in keiner Weise beeinträchtigen, und wird Letzteres nicht verfehlen, jeden Freund der homiletischen Lectüre zu befriedigen.

Iglau, im August. Rabb. Dr. J. J. Unger.



Die Morallehren des deutschen Ghetto.

Von Dr. J. Ziegler. (Fortsetzung.)

Deshalb geschieht es, wenn die Knaben vom Unterricht frei nach Hause gehen, daß die Erde von ihrem Lärmen erdröhnt, sie haben keine Scham, noch Zucht, noch Lebensart, wie die Mastkälber springen sie in den Straßen der Stadt, sind widerspenstig und trotzig gegen ihre Lehrer und achten des Greises nicht. Die zweite Aufgabe des Lehrers ist, das Ehrgefühl und den Ehrgeiz anzustacheln, „in der Schulzucht das Hauptgewicht auf die Anstachelung des Ehrgefühles zu legen. Er soll den Schülern sagen: so thue ich, so hat mein Lehrer gethan, damit sie sich daran ein Beispiel nehmen." Vornehmste Pflicht der Schulerziehung ist demnach Gottesfurcht, Zucht, Sittlichkeit und Lernbegierde. Dies Ziel erreicht der Lehrer jedoch nur, wenn er die richtige Liebe zu den Kindern besitzt. Darum „halte der Lehrer die Kinder, als wären es die eigenen. Er sei gelassen, lehre Wort für Wort, sei geduldig und gerathe über schwere Auffassung nicht in Zorn. Einem stotternden Schüler lasse er die Frage schriftlich vorlegen, oder nach Abgang der anderen Schüler, damit er nicht verspottet werde." Durch solche Maßregeln gewinnt das Kind die Schulstube und den Lehrer selbst lieb und ist weit empfänglicher für den Unterricht. Natürlich, richtet man mit Milde nichts aus, so trete die Strenge

an ihren Platz. „Sieht der Lehrer, daß Milde nichts nützt, dann soll er allerdings zürnen. Sind die Schüler klein, so schlage er sie, die großen fahre er an und beschäme sie mit Worten.“ — Ein gedeihlicher Unterricht ist weiter auch nur dann möglich, wenn der Lehrer Methode anwendet, wenn er pädagogisches Gefühl hat: „Er soll den Schülern nichts auftragen, was zu thun ihnen schwer fällt. Sieht er, daß die Kinder keine Lust zum Lernen haben, so sage er ihnen Chochmas (weise Lebenssprüche) aus der Thora. Man achte darauf, daß das Kind alles, was es lernt, auch verstehe.“ — Wir sehen also, Verständnis für die Bedeutung des Lehrers war im vollsten Maße da, und doch wurde er wenig gewürdigt, oft gering geschätzt und mißachtet. Werthvoll und lehrreich hierüber ist die Klage eines Melammed, der seinem gepreßten Herzen in folgenden Worten Luft schafft: „Dies (Regeln für den Lehrer) habe ich für mich zur ewigen Erinnerung niedergeschrieben, da ich dem beklagenswerthen Stande der jüdischen Lehrer angehöre. Wir alle führen ein angstvolles Leben, all' unsere Lebtage sind böse, wir haben weder Sabbat noch Festtag. Allsabbatlich, wenn der Knabe sein Wochenpensum vor dem Vater aufsagt, essen wir unser Brod in Angst und Schrecken, denn wie können wir die Wünsche eines jeden erfüllen, und wie kann jeder Vater die Plage sich vorstellen, in welcher der Lehrer sich Tag für Tag abmühen muß. Der Vater verlangt von dem Lehrer mehr als möglich ist, sieht die Fehler seines Sohnes nicht; ja der Vater bildet sich ein, daß sein Sohn zehnmal weiser und klüger sei, als andere Kinder. Gewahrt er bei dem Sohne einen Fortschritt, so rechnet er diesen ihm an und schiebt denselben auf seinen scharfen Verstand, ohne dem Lehrer im mindesten Dank zu wissen. Umgekehrt aber legt er alles dem Lehrer zur Last. Deshalb ist all' unser Mühen vergeblich. Denn all' unsere Plage gilt für nichts in den Augen der Väter, welche wollen, daß ihre Söhne schon im zarten Alter sollen im Meere des Talmuds schwimmen können, wie die Bachurim thun. Das Pesachfest ist der Schluß des Semesters, wie auch das Laubhüttenfest, und wir denken dann mit Schrecken, daß wir keine Kinder mehr zum unterrichten haben. Verachtet sind wir in den Augen der Väter, die zu uns sprechen: ihr seid faul, gehet an eure niedrige Arbeit. — Schlägt der Lehrer seinen Schüler, so bricht dieser in Thränen aus, geht zu seinen Vater und weint ihn an. Der Vater geräth in Zorn, und wenn der Knabe das wahrnimmt, weint er auch vor der Mutter. Diese hetzt den Vater gegen den Lehrer, sagt, derselbe hätte das Kind um ein Haar todt geschlagen, und nennt ihn einen Narren. Der Vater ist nun natürlich erbost gegen den Lehrer, und sucht Händel mit ihm. Der Lehrer wird dadurch erbittert und läßt den Zorn gegen den Vater an dessen Sohn aus.“

Diese Schilderung ist ein getreues Spiegelbild der damaligen Verhält-

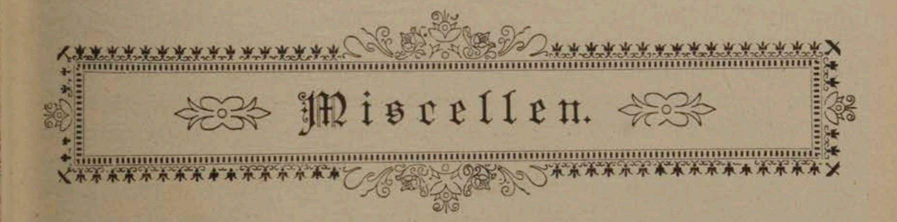
nisse zwischen Lehrer und Gemeindemitglieder, wie sie in Wirklichkeit bestanden, dem Verständnis der Lehrerwürde zu Trotz. Schuld an diesem traurigen Zustand trug einzig und allein das Privatlehrerthum. Wohl hatte jede Gemeinde, besonders jede größere ihre Schulordnung, wohl gab es auch Gemeindeschulen, doch diese waren nur in kleiner Anzahl vorhanden, und die Schulordnung kümmerte sich nicht um die eigentliche Stellung des Lehrers. Sie bestimmte nur da, daß ein Lehrer nicht allerhand Gegenstände unterrichte, daß Knaben und Mädchen nicht in einer Stube unterrichtet werden, daß Niemand ohne Erlaubnis der Gemeinde Unterricht ertheilen dürfe, doch wie der Lehrer bezahlt, wie überhaupt behandelt werde, das überließ die Gemeinde dem Ermessen der Gemeindemitglieder.

Denken wir uns nun eine Gemeinde mit 10 Privatlehrern. Jeder verheirathet, mit vielen Kindern gesegnet. Jeder mußte eine anständige Wohnung haben, geräumige, reine, schöne Zimmer für den Unterricht. Regie war also ziemlich groß. Es war aber auch die Auswahl sehr groß, der Lehrer dagegen niemals selbstständig, denn welche Eltern sind nicht eitel und welche nicht geneigt, die Dummheit des Kindes mit der Ungeschicklichkeit des Lehrers zu entschuldigen? Ein einziger Hausvater mit vielem Anhang war demnach im Stande, den Lehrer zu ruiniren, brodlos zu machen.

Deutlich ersehen wir dies aus den Worten des Lehrers Moses ben Ahron, die folgendermaßen lauten: „Ich bin ein armer, geringer Mann, bin viel umhergeworfen, habe mein Haus und meinen Besitz, den ich in Bisenz in Mähren besaß, verloren und habe mich immer mit Thora-Unterricht beschäftigt, und ein Sprichwort sagt: Nur der weiß, wo ihn der Schuh drückt, der ihn am Fuße hat. Die jetzt auf dem Gebiete des Kinderunterrichtes bestehenden Uebelstände lassen sich aus 10 Ursachen ableiten, die theils in dem Lehrer, theils in den Familienvätern, theils in den Schulknaben begründet sind: 1) Jeder Lehrer hat mindestens 10 Knaben und hat den einen dies, den andern jenes zu unterrichten, so daß ein gedeihlicher Unterricht nicht möglich ist. 2) Man lernt dem Knaben Pentateuch, bevor er im Gebetbuch heimisch ist. Ueberdies lernt er ein Stück von diesem, dann wieder ein Stück von dem nächsten Wochenabschnitt. — So geht es, bis der Knabe Bar mizwa wird, dann steht er nackt und bloß und kennt keine Vorschrift in der ganzeu Thora. 3) Der Vater dingt seinen Sohn in jedem Semester bei einem andern Lehrer an. 4) Der Lehrer ist auf die Stunde angewiesen, und, da er bedrängt ist, schaut er jeden Augenblick nach, ob es halb oder ein Viertel ist. Man kann aber selbst nur 10 Stunden täglich nicht aufmerksam unterrichten. Daher muß der Lehrer nothwendig seine Aufgabe nachläßig erfüllen. 5) Man wiederholt nicht, weder Pentateuch, noch Mischna, noch Talmud. 6) Der Lehrer muß dem Familienvater schmeicheln,

damit er ihm den Knaben nicht abnehme. Ja der Lehrer lobt und rühmt den Knaben vor seinem Vater, und zuweilen muß er selbst dem Knaben schmeicheln, damit er bei ihm lerne. 7) Die meisten Familienväter sind zu arm, um für einen guten Lehrer und gute Mitschülerschaft zu sorgen. Zuweilen hat ein Knabe einen offenen Kopf, aber der Vater muß ihm den ersten besten Lehrer dingen. 8) Der Lehrer ist immer in Wohnungsverlegenheit. Man steigert ihn, und er muß zuweilen vierzig oder fünfzig Gulden und mehr für die Wohnung geben. Außerdem kann er die übrigen Lebensbedürfnisse nicht erschwingen, hat also er den Kopf nicht frei für den Unterricht. 9) Der Lehrer unterrichtet im Hause bei Weib und Kindern. Bald wird er durch seine Frau, bald durch seine Kinder gestört, oder durch andere häusliche Bedürfnisse unterbrochen. Er kann also keinen klaren Kopf haben, um so weniger, wenn er dem Geschäfte nachgehen muß. 10) Der Lehrer erhält seinen Lohn nicht pünktlich von dem Familienvater. Er muß versetzen, was er besitzt, und ausborgen. Hat er nichts zu versetzen, so muß er sammt seiner Familie Noth leiden, kann nicht klar denken, noch gehörig unterrichten."

(Fortsetzung folgt.)



Miscellen.

Prof. Dr. Josef Derenbourg, einer der berühmtesten jüdischen Gelehrten unserer Zeit in Paris, starb am 29. Juli im Bade Ems, wo er alljährlich Erholung suchte. Er wurde am 21. Aug. 1811 in Mainz geboren. In Bonn wurde er auch 1832 mit dem nur um 1 Jahr jüngeren Abraham Geiger, dem großen Reformator, innig befreundet. Der Briefwechsel mit Geiger giebt Zeugnis, wie beide Männer einander förderten. In Bonn hatten die Freunde gemeinschaftlich Hebräisch, Arabisch und Philosophie betrieben. Geiger wurde nach erlangtem Doctorat Rabbiner in Wiesbaden, Derenbourg gieng als junger Doctor 1834 nach Amsterdam, wo er Erzieher war, und 1839 nach Paris, wo er anfangs Mängel litt, bis er eine bald vielbesuchte Erziehungsanstalt gründete. Während dieser Zeit studierte er emsig nebst Arabisch und Persisch auch Sanskrit. Der Leiter der Erziehungsanstalt überraschte die Welt mit gelehrten Werken und im Jahre 1877 erhielt er eine Professur an der Hochschule in Paris. Geiger, der am 23. October 1875 in Berlin starb, war es versagt, diesen Erfolg des Freundes zu erleben. Der letzte Jahrgang der von Geiger herausgegebenen: „Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft

und Leben" schließt mit einem Nachruf aus der Feder J. Derenbourgs, in welchem der Ueberlebende den Tod seines Freundes in Worten beklagt, welche nur die Liebe einzugeben vermag. Derenbourg wurde 84 Jahre alt. Obwohl seit acht Jahren erblindet, arbeitete er unausgesetzt, und mitten in der Ausarbeitung eines großen Werkes über Sâdia starb er. Er war auch Ritter der Ehrenlegion und Mitglied des Central-Comitees der Alliance Israélite Universelle in Paris.

Ueber die Jubiläumsfeier des Rabbiners Isak Schidloff in Tachau meldet die Prager „Bohemia" vom 8. August:

Am 5. August d. J. waren es 40 Jahre, daß der Rabbiner Herr J. Schidloff sein Amt als Seelsorger der hiesigen Cultusgemeinde antrat. Aus diesem Anlasse fand gestern eine erhebende Jubiläumsfeier statt. Am Vormittage überbrachten der Cultusvorstand und das Festcomitee die Glückwünsche der Gemeindeangehörigen und überreichten dem Jubilar ein Ehrengeschenk, bestehend aus einer Glückwunschadresse in kunstvoll ausgestatteter Enveloppe und aus einem photographischen Tableau, das in schöner Ausführung den Jubilar, umgeben von vielen seiner Freunde, zeigt. Es folgten sodann die Deputationen zahlreicher Vereine und eine endlose Reihe von Gratulanten, darunter auch der hochwürdige Herr Dechant P. Pfob, Herr Reichsrathsabgeordneter Swoboda, die Directoren der Bürgerschulen und viele persönliche Freunde des Jubilars. Nachmittags fand im isr. Tempel ein Festgottesdienst statt, bei welchem der Delegierte des Rabbinerverbandes für Böhmen, Herr Dr. Stern aus Saaz die Festpredigt hielt, welche auf die zahlreichen Zuhörer einen erhebenden Eindruck machte. Nachdem das Gebet für Se. Majestät beendet war, wurde die Volkshymne gesungen, womit die Tempelfeier ihren Abschluß fand. Abends fand im Saale des Herrenhauses ein Festcommers statt, welcher in der animiertesten Weise verlief. Hieran betheiligten sich viele hiesige und fremde Gäste, darunter der Reichsrathsabgeordnete und Bürgermeister Herr Heinrich Swoboda, mehrere Stadträthe, Herr Kammerrath Robert Letz, der Delegierte Herr Dr. Stern, Herr Dr. Goitein aus Marienbad, Herr Dr. Schornstein aus Waagstadt, Herr JUDr. Adler, Herr Dr. Fischer und viele Festgäste. Nach Begrüßung der Erschienenen hielt Herr Dr. Stern aus Saaz eine erhebende Ansprache und brachte in begeisternder Rede einen Toast auf Se. Maj. den Kaiser aus, worauf die Musikkapelle die Volkshymne anstimmte, welche von allen Anwesenden stehend mitgesungen wurde. Hierauf nahm Reichsrathsabgeordneter Herr Heinrich Swoboda das Wort und feierte in trefflicher Rede den Jubilar als seinen langjährigen Freund und als steten Verfechter der Sache des Freisinns und der Nächstenliebe und erntete für seine tiefempfundene Rede enthusiastischen Beifall. Die Zahl der brieflichen und der telegraphisch eingelangten Glückwünsche war eine endlose. So sandten Glückwünsche: Se. Durchl. Fürst Alfred Windischgraetz und Gemahlin, Ihre Durchl. Prinzessin Karl zu Windischgraetz, der Verband des Rabbinervereins für Böhmen, Herr Oberrabbiner Dr. Ehrenfeld, Herr Statthaltereirath Sellner aus Prag, Herr Bezirkshauptmann Wünsch aus Münchengrätz, Herr Bezirksobmann Dr. Böttger aus Prag, Herr Bezirksrichter Keller aus Jechnitz und zahlreiche Freunde und Schüler des Jubilars aus aller Herren Ländern. Selbst aus Amerika kamen theils briefliche, theils telegraphische Glückwünsche. Erst spät nach Mitternacht endete der Commers in gemüthlichster Stimmung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.